Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 9

Artikel: Traum und Existenz
Autor: Binswanger, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-760166

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Traum und Existenz

von Ludwig Binswanger

« Man halte vielmehr daran fest,
was es bedeutet, ein Mensch zu sein. »

Wenn inmitten einer leidenschaftlichen Hingabe oder Erwartung urplötzlich das Erwartete uns betrügt, die Welt mit einem Male so « anders » wird, daß wir in völliger Entwurzelung den Halt in ihr verlieren, dann sagen wir später, vom wiedergewonnenen festen Standort aus jenes Momentes gedenkend, wir seien damals « wie vom Blitz getroffen aus allen Himmeln gefallen ». Mit solchen Worten kleiden wir unser Erlebnis fassungsloser Enttäuschung in ein dichterisches Gleichnis, das, keines einzelnen Dichters Phantasie entsprungen, aus unser aller geistiger Heimat emporquillt, aus der Sprache; denn die Sprache ist es, die für uns alle « dichtet und denkt », noch ehe der Einzelne es zum eigenen Dichten und Denken gebracht hat. Aber was hat es mit diesem « dichterischen Gleichnis » für eine Bewandtnis? Handelt es sich dabei lediglich um eine Analogie im Sinne der Logik oder um eine bildliche Metapher im Sinne der Poetik? Mit einer solchen Auffassung gingen wir am innersten Wesen des dichterischen Gleichnisses vorbei; denn dieses Wesen liegt noch *hinter* dem, was die Logik und die Lehre vom dichterischen Ausdruck zu Tage fördern; es liegt in den tiefsten Gründen unserer Existenz, da wo lebend-geistige Form und lebend-geistiger Inhalt noch ungeschieden des Blitzes harren, der sie zündend spaltet. Wenn wir in jäher Enttäuschung « aus allen Himmeln fallen », so fallen wir tatsächlich; aber weder ist das ein rein körperliches Fallen, noch ein solches, das ihm (analogisch oder metaphorisch) nachgebildet oder von ihm abgeleitet ist; vielmehr liegt es im Wesen der jähen Enttäuschung und des Entsetzens, daß die Eintracht mit Um- und Mitwelt, die uns bis anhin trug, plötzlich einen Stoß erlitt, durch den sie ins Wanken kam. In einem solchen Augenblick ist unsere Existenz tatsächlich beeinträchtigt, aus ihrem sie tragenden Halt an der « Welt » heraus- und auf sich selbst zurückgeworfen. Bis wir wieder einen neuen festen Standort in der Welt finden, ist daher unser gesamtes Dasein in der Bedeutungsrichtung des Strauchelns, Sinkens, Fallens. Nennen wir diese allgemeine Bedeutungsrichtung die

Form, das jähe Entsetzen den Inhalt, so sehen wir, daß hier beides noch *eins* ist.

Nur derjenige, welcher nicht den ganzen Menschen betrachtet, sondern nur eine Seite an ihm, wie es der Biologe tut – denn Menschsein ist mehr als leben –, wird sagen, jene Richtung von oben nach unten, das Fallen, sei rein in der lebenden Struktur des Organismus begründet; denn bei jähem Entsetzen trete ein Tonus- oder Spannungsverlust unserer quergestreiften Muskulatur ein, wobei wir halb oder ganz ohnmächtig hinsänken; aus diesem rein körperlichen Vorbild schöpfe die Sprache. Nach dieser Auffassung wäre das Aus-allen-Himmeln-fallen tatsächlich eine rein analogische oder metaphorische Übertragung eines Tatbestandes aus der Sphäre des Körpers in diejenige der Seele, und innerhalb dieser letzteren wäre es eine bloße bildliche Ausdrucksform ohne Inhalt oder Substanz, eine bloße façon de parler.

Tiefer geht die Ausdruckslehre von Klages, welcher aber bei aller Betonung der Einheit von Seele und Leib doch an der ausdruckstheoretischen Voraussetzung festhält, daß « das Seelische » gemäß unserer psychophysischen Organisation jeweils in bestimmter sinnlich-räumlicher Form erscheine, z. B. die als weich bezeichnete Seele in der weichen Schrift, der Hochmut in dem hoch getragenen Kopf. Und weil das Seelische in solchen Formen erscheine, verwende die Sprache Ausdrücke aus der räumlich-sinnlichen Sphäre für die seelischen Eigenschaften und Vorgänge. Diese Auffassung hat etwas Bestechendes. Sie setzt jedoch voraus, daß man die erwähnte ausdruckstheoretische Grundthese von Klages teilt, wonach der Leib die Erscheinung der Seele sei, die Seele aber der Sinn des lebendigen Leibes. Diese theoretische Annahme liegt mir fern.

Ich selbst schließe mich der Bedeutungslehre von Husserl und Heidegger an, die erstmalig auf unser spezielles Sprachproblem angewendet zu haben das Verdienst von Löwith ist. Wenn wir gleicherweise z. B. von einem hohen und niederen Turm, einem hohen und tiefen Ton, einer hohen und niedrigen Moral, einem hohen und tiefgesunkenen Mut sprechen, so handelt es sich hier keineswegs um sprachliche Übertragungen aus irgendeiner dieser Seinssphären auf die andere, vielmehr um eine allgemeine Bedeutungsrichtung, die sich gleichermaßen auf die einzelnen regionalen Sphären « verteilt », d. h. innerhalb derselben besondere Bedeutungen (räumliche, akustische, geistige, seelische usw.) erhält. So stellt auch das Sinken oder Fallen eine allgemeine Bedeutungsrichtung von oben nach unten dar, die je

nach dem « ontologischen Existenzial », etwa dem entfernend-ausrichtenden der Räumlichkeit, dem Geworfensein der Stimmung oder der Auslegung des Verstehens eine besondere existenzielle Bedeutung « für » unser Dasein erhält. Wir fallen in der jähen Enttäuschung also nicht deswegen aus allen Himmeln oder auch aus den Wolken, weil Enttäuschung oder Entsetzen, wie Wundt sagte, einen « asthenischen Affekt » darstellen, der sich als Bedrohung der aufrechten Körperhaltung kundgibt, als ein körperliches Wanken, Straucheln oder Fallen, das seinerseits dann wieder der Sprache als reales körperliches Vorbild für ein dichterisches Phantasiebild dienen soll; vielmehr greift die Sprache in diesem angeblichen Gleichnis einen zutiefst in der ontologischen Struktur des Menschseins angelegten speziellen Wesenszug, das Gerichtetseinkönnen von oben nach unten, selbständig heraus und bezeichnet ihn demgemäß als Fallen. Dazu bedarf es keines Umwegs über den asthenischen Affekt und seine körperliche Äußerung. Vielmehr ist aufzuklären, warum überhaupt Enttäuschung einen asthenischen Charakter hat, nämlich weil unsere gesamte Existenz hier nicht mehr auf « festen », sondern auf « schwachen » Füßen steht, ja überhaupt nicht mehr steht; denn weil ihre Eintracht mit der Welt einen Riß bekam, ist ihr der Boden unter den Füßen weggezogen worden und gerät sie ins Schweben. Das Schweben nun unserer Existenz muß zwar nicht notwendig die Richtung nach unten annehmen, es kann auch Befreiung bedeuten und Möglichkeit des Steigens; hält die Enttäuschung als Enttäuschung aber an, so geraten wir vom Schweben ins Wanken, Sinken, Fallen. Aus dieser ontologischen Wesensstruktur schöpft die Sprache, schöpft aber auch, wie wir gleich sehen werden, die Einbildungskraft des Dichters, und schöpft vor allem der Traum.

Mit unserer Betrachtungsweise, die sich unter den Psychologen und Psychiatern noch kaum regt, in der genannten philosophischen Richtung aber immer deutlichere Gestalt annimmt, ist auch das fragwürdigste von all den vielen fragwürdig gewordenen Problemen unserer Zeit, das Verhältnis von Leib und Seele, zwar nicht einer Lösung entgegengeführt, wohl aber aus seinem uralten metaphysischen und religiösen Geleise geworfen, aus seinen einzelnen Problemstellungen, wie Wechselwirkung, Parallelismus und Identität, vertrieben, ja als falsch gestelltes Problem überhaupt entlarvt. Damit gewinnen wir erst freie Bahn auch für die Förderung anthropologischer Einzelprobleme, wie sie uns hier beschäftigen.

Daß wir in der Enttäuschung gerade aus den Wolken oder aus allen

Himmeln fallen, hat seinen Grund natürlich wieder in weiteren, von der Sprache ergriffenen Sach- und Wesensbezügen, so daher, daß unser Blick von unsern leidenschaftlichen Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen « umnebelt » wird, oder daß wir uns im Glück « wie im Himmel » fühlen; jedoch das Fallen selbst, wie natürlich auch sein Gegenteil, das Steigen, ist keiner weitern Ableitung mehr fähig, hier stoßen wir ontologisch auf Grund. Abgesehen von dem Sprachgut ganzer Völker müssen wir auch heute noch vornehmlich zu den einzelnen Sprachschöpfern, den Dichtern gehen, wenn wir etwas von diesem Grund sehen wollen. Sie haben ein Wissen davon, daß wir im Glück wirklich steigen, in der enttäuschten Hoffnung oder im Unglück wirklich fallen, ja daß unser Dasein aufhört, lebendes Dasein zu sein, wenn dieser Grund sich verkehrt. Nur für unsere Toten mag es daher Geltung haben, daß auch Fallendes Glück ist, wie der « Regen, der fällt auf dunkles Erdreich im Frühjahr », aber ein Glück, das wir Lebenden nicht mehr verstehen: denn wir, so singt der uns jüngst entrückte Dichter und Seher in einer seiner schönsten Elegien,

« Wir, die an steigendes Glück
Denken, empfänden die Rührung,
Die uns beinah bestürzt,
Wenn ein Glückliches fällt. »

Das heißt natürlich nicht, daß uns der wirkliche Fall des Menschen vom Himmel seines Glücks auf die Erde des Unglücks rührt oder bestürzt, sondern der Gedanke rührt uns, daß unsere Toten, selbst wenn sie noch mit uns reden könnten, eine so andere Sprache sprächen als wir, eine Sprache, in der Unten und Oben, Steigen und Fallen sich verkehrte, so daß wir sie auch dann nicht mehr verständen, und es wahr bliebe, daß kein Schritt mehr klänge aus ihrem « tonlosen Los ».

Derselbe Grund des Fallens und Steigens unseres Daseins trägt auch alle religiösen, mythischen und dichterischen Vorstellungen von der Himmelfahrt des Geistes und der Erdenschwere des Leibes. Ich erinnere nur an Schillers wunderbares Bild von der Verklärung des Herakles:

« Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt. »

Wenn wir aber sagen sollen, wer nun eigentlich dieses Wir ist, das als ein Glücklich-seiendes steigt, als ein Unglücklich-seiendes fällt, so sind wir in arger Verlegenheit. Hält man uns entgegen, dieses Wir, das seien eben wir Menschen, da gebe es doch weiter nichts zu fragen,

so müssen wir erklären, daß hier erst alles wissenschaftliche Fragen anfängt; denn auf die Frage, wer denn eigentlich « wir Menschen » seien und was wir seien, hat noch keine Zeit weniger eine Antwort zu geben vermocht als die unsrige, und wir stehen heute gerade wieder im ersten Beginn eines neuen Fragens nach diesem Wir. Auch hier haben Dichtung, Mythus und Traum eher Antwort gegeben als Wissenschaft und Philosophie. Sie haben wenigstens das *eine* gewußt, daß dieses Wir, das Subjekt des Daseins, keineswegs offen daliegt, sondern daß es sich « in tausend Formen » zu verbergen liebt, und das *andere*, daß dieses Subjekt keineswegs mit dem individuellen Leib und seiner äußeren Gestalt identifiziert werden darf. Um nur innerhalb der einen Teilstruktur zu bleiben, daß wir steigendes und fallendes Dasein sind, so haben die Dichter immer gewußt, daß es ganz gleichgültig ist, ob wir das Subjekt, den « Wer » dieses Daseins, ausdrücken durch unsere leibhafte Gestalt, durch ein Glied dieser Gestalt, durch einen Besitz, der ihr zu eigen ist, oder durch etwas, womit wir überhaupt nur in der Welt sind, sofern es nur Steigen und Fallen irgendwie zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Frage nach dem Wer unseres Daseins beantwortet sich nicht durch die in die Sinne fallende Einzelgestalt, die bleibt unwesentlich, sondern durch irgendein Moment, das dem einzelnen Strukturmoment, hier also dem Steigen oder Fallen, als Subjekt dienen kann, und sei es auch ein in seiner sinnlichen Gestalt uns fremdes, äußerliches Subjekt. Trotzdem bleibe *ich* das Ursubjekt dessen, was steigt und fällt. Auf diesen richtigen ontologischen Einsichten beruht der Wahrheitswert und ein großer Teil der Wirkung der Darstellungen des Subjekts des Daseins in Mythus, Religion und Dichtung. Wir verfolgen nun unser Thema unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Darstellung des Subjekts des Fallens, Stürzens oder Sinkens.

Als den zu Tode Verzweifelten und in seiner Verzweiflung gegen sich selbst wütenden Maler Nolten « ganz unerwartet ein beschämender Vorwurf aus verehrtem Munde » trifft, durch den er urplötzlich « die grausamste Abkühlung » erfährt, die wir nur erfahren können, da verläßt der Dichter den Weg der unmittelbaren Schilderung des Seelenzustandes seines Helden, wendet sich direkt an den Leser, der sich atemlos also von ihm angeredet hört: « Es wird (in einem solchen Zustand) auf einmal totenstill in dir, du siehst dann deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnsten Höhe ein Blitz berührt hat, langsam aus der Luft herunterfallen und halb tot zu deinen

Füßen sinken.» Hier dichtet schon nicht mehr die Sprache als solche, sondern der einzelne Dichter, wenn er auch den Wesenszug des Fallens von der Sprache überhaupt übernimmt, so wie diese ihn aus dem Wesen des Menschseins selber übernommen hat. Und nur aus diesem Grunde ist es zu erklären, daß dieses Gleichnis den Leser sofort «anspricht», daß es auf ihn wirkt und er kaum mehr merkt, daß es ein Gleichnis ist, sondern sogleich aufhorcht mit der Überzeugung: um mich handelt es sich, ich bin (oder, was hier ganz auf dasselbe herauskommt, ich könnte sein) der zu Tode getroffene Raubvogel.

Hier nun befinden wir uns an der Schwelle des Traumes; aber auch alles, was wir bisher gesagt haben, bezog sich Wort für Wort schon auf den Traum, der ja seinerseits nichts anderes ist als eine bestimmte Art des Menschseins überhaupt.

In dem erwähnten Gleichnis ist mein eigener Schmerz, also etwas an oder in mir, ein «Teil» von mir, zum verwundeten Raubvogel geworden. Damit beginnt die dramatisierende Personifizierung, die wir auch als das Hauptdarstellungsmittel des Traumes kennen: «ich» falle jetzt nicht mehr als Einzelner und Einsamer in meinem Schmerz aus den Wolken, sondern mein Schmerz selbst fällt als eine zweite dramatische Person mir vor die Füße, der sprechendste Ausdruck dafür, daß ich unter Umständen sehr wohl aus dem Himmel fallen und doch noch «rein körperlich» mit beiden Füßen auf der Erde stehen und meinem eigenen Fallen in der Selbstbeobachtung zuschauen kann.

Wenn wir in der neuen Dichtung wie in der alten, in den Träumen und Mythen aller Zeiten und aller Menschen, immer wieder den Adler oder Falken, den Weih oder Geier als Personifizierung unseres steigenden und sehnsüchtig steigenwollenden, aber auch unseres fallenden Daseins vorfinden, so zeigt das nur, ein wie wesentlicher Grundzug unseres Daseins seine Bestimmung als steigendes und fallendes ist. Und zwar ist dieser Grundzug nicht zu verwechseln mit bewußtem, zweckhaftem Steigenwollen oder bewußter Furcht vor dem Fallen, das sind schon Spiegelungen oder Reflexionen jenes Grundzugs im Bewußtsein. Nein, Steigen und konkretes Ziel des Steigens, um hiebei zu bleiben, sind hier wesentlich unreflektiert gemeint, wie denn auch rein tatsächlich für die Wenigen, durch die die Menschheit sich fortpflanzt, der Satz Cromwells gilt, daß keiner so hoch steigt, «wie der, der nicht weiß, wohin es geht». Gerade dieses unreflektierte oder, wie die Psychoanalyse sagt, unbewußte Moment ist es, das in dem steigenden Dasein des Raubvogels,

der hoch über uns in blauer Ferne ruhig seine Kreise zieht, uns so « verwandt » anspricht.

« Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt. »

Auf dem Grunde dieser « Eingeborenheit » sind alle Adler- und Vogelgleichnisse, wie alle echten Daseinsausdrücke, nicht nur formal erläuternd oder ergänzend, sondern substantiell vertiefend. Um nur noch ein dichterisches Beispiel zu nennen, erinnere ich an Mörikes Adlergleichnis zur Kennzeichnung des unreflektierten, steigenden und vor dem Fallen sich fürchtenden Glücks der Liebe:

« Der Adler strebt hinan ins Grenzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von sprüh'ndem Golde;
Er ist der Tor nicht, daß er fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße. »
« Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie; auch fürchten ist ihr selig,
Denn all ihr Glück, was ist's? – ein endlos Wagen! »

In den Träumen kommt das Fliegen und Fallen bekanntlich oft als Schweben und Sinken unserer eigenen leibhaftigen Gestalt vor. Man bringt diese Fliege- und Fallträume in Beziehung bald zu körperlichen Zuständen, insbesondere zur Atmung, wobei man es dann mit sogenannten Leibreizträumen zu tun hätte, bald mit erotischen Stimmungen oder rein sexuellen Wünschen. Beides ist möglich, und wir können weder mit der einen, noch mit der andern Annahme in Konflikt geraten, da es sich bei unserer Auffassung um die Aufdeckung einer apriorischen Struktur handelt, für welche sowohl das Leibreiz- und Leibschema überhaupt, als auch die erotisch-sexuelle Thematisierung spezielle, sekundäre Erfüllungen sind. Nur für diese letzteren muß der Nachweis eines bestimmten, in der äußern und inneren Lebensgeschichte des Träumers liegenden Motivs erbracht werden, um zu verstehen, warum gerade in diesem Zeitmoment diese bestimmte Erfüllung zum Ausdruck gekommen ist, also z. B. der Nachweis, warum der Träumer gerade jetzt seiner Atmung Aufmerksamkeit schenkt, warum er gerade jetzt Anlaß zu erotischen Wünschen und Befürchtungen usw. hat. Erst dann ist ein solcher Traum psychologisch verstanden. Kleidet sich der Wunsch oder die Befürchtung aber noch in eine zweite

und dritte Person (oder ein Drama unter Tieren), so bedarf es zum psychologischen Verständnis noch der minutiösen Rückübersetzung der einzelnen Mensch- oder Tierfiguren in die einzelnen seelischen Strebungen. Ich habe ein solches Traumbeispiel, in welchem der seelische Konflikt durch den Angriff eines Adlers auf einen ruhig dahockenden Marder und den Raub des letzteren durch den sich in die Lüfte erhebenden Adler dargestellt ist, an Hand einer längeren Traumserie andernorts ausführlich lebensgeschichtlich analysiert. Hier will ich einen einfacheren, aber durchaus gleichförmigen, Todes- und Liebesgedanken darstellenden Traum anführen, der von einer meiner Patientinnen während der Periode geträumt wurde, aber ohne ihn näher zu analysieren, was hier viel zu weit führen würde: « Vor meinen Augen stürzt sich ein Raubvogel auf eine weiße Taube, verwundet sie am Kopf und erhebt sich dann mit ihr in die Luft. Ich verfolge das Tier mit Rufen und Händeklatschen und nach längerer Jagd gelingt es mir, dem Raubvogel die Taube abzujagen. Ich hebe sie vom Boden und finde zu meinem großen Kummer, daß sie bereits tot ist. »

Während in dem Beispiel aus dem *Maler Nolten* das steigend-fallende Dasein durch den einen, vom Blitz getroffenen Raubvogel seine bildliche Erfüllung gefunden hat, kommt es hier, wie in dem Adler-Mardertraum zu einem Kampf zweier Kreaturen, von denen die eine die sieghaft-steigende, die andere die unterliegend-fallende Seite darstellt. Und wie in dem Noltenbeispiel der vom Schmerz der Enttäuschung und Abkühlung gelähmte Mensch den Raubvogel selbst sterbend zu seinen Füßen sinken sieht, so sieht hier die Träumerin die Taube tot am Boden liegen. Für die Deutung des Traumes kommt es absolut nicht darauf an, ob sich das Drama, das sich in der Totenstille der Seele abspielt, in der Rolle der Person des Träumers selbst, in einer, zwei oder mehreren Nebenrollen neben dieser Person oder *nur* in solchen abgeleiteten Rollen abspielt. Das Thema, das sich das Dasein im Schlafe gibt, der « Inhalt » des Dramas also, ist das Wichtige und Ausschlaggebende, die Rollenverteilung ist demgegenüber das Zufällige und Nebensächliche. Oft macht sich die Enttäuschung des absteigenden Lebens auch noch darin geltend, daß der stolze Raubvogel sich nach seinem Tod in wertloses Zeug verwandelt, oder daß er gerupft und weggeworfen wird. Zwei Träume Gottfried Kellers, die Ermatinger im 2. Band seiner Kellerbiographie aus Kellers Tagebüchern wiedergibt, mögen das Gesagte erläutern:

Erster Traum:

Den 10. Januar 1848.

Vergangene Nacht befand ich mich in Glattfelden. Die Glatt floß glänzend und fröhlich am Hause vorbei; aber ich sah sie in eine weit fernere, fast unabsehbare Ferne fließen, als es wirklich der Fall ist. Wir standen am offenen Fenster gegen die Wiesen hinaus, da flog ein mächtiger Adler durch das Tal, hin und wieder; als er sich drüben an der Buchhalde auf eine verwitterte Föhre setzte, klopfte mir das Herz auf eine sonderbare Weise. Ich glaube, ich empfand eine rührende Freude darüber, zum erstenmal einen Adler in seiner Freiheit schweben zu sehen. Nun flog er ganz nah an unserm Fenster vorbei, da bemerkten wir genau, daß er eine Krone auf dem Kopfe trug, und seine Schwingen und Federn waren scharf und wunderlich ausgezackt, wie auf den Wappen. Wir sprangen, mein Oheim und ich, nach den Gewehren an der Wand und postierten uns hinter die Türen. Richtig kam der riesige Vogel zum Fenster herein, und erfüllte fast die Stube mit der Breite seiner Schwingen; wir schossen und am Boden lag anstatt des Adlers ein Haufen von schwarzen Papierschnitzeln, worüber wir uns sehr ärgerten.

Zweiter Traum:

Den 3. Dezember.

Heute Nacht träumte mir von einem Weih. Ich schaute in einem Hause zum Fenster hinaus, im Hofe standen die Nachbarn mit ihren Kindern, da flog ein großer, wunderschöner Gabelweih über den Dächern einher. Er schwebte eigentlich nur, denn seine Flügel waren dicht geschlossen und er schien vor Hunger krank und matt, indem er immer tiefer sank und sich mit Mühe wieder erheben konnte, aber nie so hoch, als er vorher gesunken war. Die Nachbarn mit ihren Kindern schrien und lärmten und warfen ungeduldig die Mützen nach ihm, um ihn ganz herabzuwerfen. Er sah mich an und schien, sich auf und nieder bewegend, mir sich nähern zu wollen. Da lief ich schnell weg in die Küche, um etwas Speise für ihn zu holen. Ich fand mit Mühe etwas, und als ich hastig damit wieder am Fenster erschien, lag er schon tot am Boden in den Händen eines kleinen lausigen Jungen, welcher die prächtigen Schwungfedern ausrupfte und umherwarf und endlich ermüdet den Vogel auf einen Misthaufen schleuderte. Die Nachbarn, welche ihn endlich mit einem Steine herabgeworfen hatten, waren unterdessen auseinander- und an ihre Geschäfte gegangen. Dieser Traum machte mich sehr traurig.

Versenken wir uns in diese Träume, wozu schon allein ihr ästhetischer Reiz einlädt, so glauben wir, einen Augenblick gleichsam den Puls des Daseins zu fühlen, seiner Systole und Diastole, seiner Expansion und Depression, seinem Ansteigen und Zusammensinken zuzusehen. Und zwar äußert sich jede dieser Phasen scheinbar doppelt, im Bild und in der stimmungsmäßigen Reaktion auf dasselbe: im Bild des in seiner Freiheit schwebenden Adlers und der Freude darüber, im Bild der schwarzen Papierschnitzel und des Ärgers darüber, des gerupften toten Weihs und der Traurigkeit darüber. Im Grunde sind aber freudiges Bild und die darüber empfundene Freude, trauriges Bild und die darüber empfundene Trauer *eins*, nämlich Ausdruck ein und derselben steigenden oder abfallenden Wellenphase; denn auch in dieser Hinsicht ist das Thema, welches das Dasein sich in jeder solchen Phase gibt, das Ausschlaggebende; ob es sich stärker in dem Stimmungsgehalt der Bilder selbst oder in der über das Bild empfundenen, schein-

bar rein reaktiven Stimmung des Träumers äußert, ist, wie wir weiter unten sehen werden, zwar auch von Bedeutung, aber von sekundärer (z. B. klinisch-diagnostischer) Bedeutung. Gerade die Vertiefung in den manifesten Trauminhalt, der seit Freuds epochemachendem Postulat der Rekonstruktion der latenten Traumgedanken in neuerer Zeit allzusehr in den Hintergrund des Interesses gerückt ist, lehrt uns, die ursprüngliche enge Zusammengehörigkeit von Gefühl und Bild, von Gestimmtsein und bildhaftem Erfülltsein richtig zu würdigen. Und was von den kurzen Wellen gilt, deren thematische Spiegelung wir in Bild und Stimmung des Traumes betrachten können, gilt natürlich auch von den längeren und tieferen Wellen der normalen und pathologischen expansiven und depressiven « Verstimmung ».

Daß nun aber die glückhaft aufsteigende Lebenswelle nicht nur durch ein Steigen, die unglücklich absinkende nicht nur durch ein Fallen ihre bildhafte Erfüllung finden können, möge im Vorbeigehen noch an zwei Beispielen gezeigt werden.

Unser zweiter Traum Gottfried Kellers hat noch eine ebenso anmutige, wie für uns interessante Fortsetzung; nämlich auf den Passus: « dieser Traum machte mich sehr traurig », folgt weiter:

... « hingegen ward ich wieder sehr vergnügt, als ein junges Mädchen kam und mir einen großen Strauß Nelken zum Kaufe anbot. Ich wunderte mich sehr, daß es im Dezember noch Nelken gebe, und handelte mit dem Kinde; sie verlangte drei Schillinge. Ich hatte aber bloß zwei in der Tasche und war in großer Verlegenheit; ich verlangte, sie sollte mir für zwei Schillinge von den Blumen absondern, indem nur so viel in meinem Champagnerglas, in welchem ich die Blumen gewöhnlich aufbewahre, Platz hätten. Da sagte sie: ‚Lassen Sie mal sehen, sie gehen schon hinein.' Nun stellte sie eine Nelke nach der andern bedächtig in das schlanke glänzende Glas, ich sah ihr zu und empfand jenes Behagen und Wohlgefühl, welches immer in einem kommt, wenn jemand vor unsern Augen eine leichte Arbeit still, ruhig und zierlich vollbringt. Als sie aber die letzte Nelke untergebracht hatte, wurde es mir wieder angst. Da sah mich das Mädchen freundlich und schlau an und sagte: ‚Sehen Sie nun? Es sind aber auch nicht so viel, wie ich geglaubt habe, und sie kosten nur zwei Schillinge.' Es waren indessen doch keine eigentlichen Nelken, aber von einem brennenden Rot und der Geruch war außerordentlich angenehm und nelkenhaft. »

Nachdem also der «wunderschöne Gabelweih» gerupft und tot von dem «lausigen Jungen» und der rohen Menge achtlos auf dem Misthaufen liegen gelassen war, erhebt sich wieder eine neue Welle, die nun aber nicht mehr ein Bild des Steigens emporwirft, sondern Blumen von intensiver Farbe und angenehmstem Geruch, eine freundliche, anmutig schelmische Mädchengestalt, ein blankes glänzendes Champagnerglas, alles thematisch zu einer glückhaften Szene verbunden, die trotz drohender Beeinträchtigung durch Verlegenheit und Angst bis zum Schlusse siegreich durchhält. Hier gibt sich die aufsteigende

Wellenkurve durch das Anklingen stark sinnenhafter und erotischer Lebensreize kund, und desgleichen wiederum durch die entsprechende stimmungsmäßige Begleitung des szenischen Themas.

Andere Male kommt der Umschlag von einer sieghaft glücklichen Lebensströmung in eine verzagt ängstliche zum Ausdruck durch das Vergehen der im Sonnenglanz glitzernden Farbenpracht und die Verdeckung von Licht und Sicht überhaupt, wie es Goethes Fasanentraum aus der *Italienischen Reise* in prägnanter Weise zeigt:

« Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Überfüllung des Guten und Wünschenswerten geängstigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr sein, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getötet, herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Flut, und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mitteilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinen kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen. »

Dieser etwa ein Jahr vor dem Antritt der Reise nach Italien und vor seiner Niederschrift geträumte Traum, seine langdauernde Gegenwart im Gedächtnis des Träumers und seine immer wiederkehrende Erwähnung gestatten dem Psychologen einen deutlichen Einblick in die Labilität, ja Bedrohtheit von Goethes damaliger Existenz, die er mit sicherem Instinkt durch die Flucht nach Italien, nach Süden, Farben, Sonne, nach neuem Geistes- und Liebesgehalt siegreich überwand.

Doch kehren wir wieder zurück zum Fliege- und Schwebetraum. Ich möchte an einem Beispiel zeigen, daß es oft gerade nicht die Träume mit auffallend starkem Bildgehalt sind, die dem Psychiater Besorgnis einflößen, sondern diejenigen, in denen der Bildgehalt und damit auch die dramatische Bewegung des Traums hinter dem reinen Stimmungsgehalt zurücktreten. Es ist ein Zeichen geistiger Gesundheit, wenn der Mensch im Traum seine Wünsche und Befürchtungen vorwiegend in dramatischen Bildern objektiviert, aus denen dann erst, wie wir gesehen haben, der Stimmungsgehalt zu entströmen scheint. In dem folgenden « kosmischen » Traum eines unserer Kranken überwiegt der

Stimmungsgehalt derart, daß selbst die gewaltigste Objektivation, das Bild des Kosmos oder Universums, nicht mehr genügt, um ihn bildhaft zu fixieren. Weder steht hier der Kranke neben dem Drama, es von seiner eigenen Leibgestalt ablösend, noch vermag er ganz in dem Drama aufzugehen. Der Traum lautet:

«Ich befand mich in einer wunderbaren anderen Welt, in einem Weltenmeer, worin ich ohne Form geschwebt. Von weitem sah ich die Erde und alle Gestirne und fühlte mich ungeheuer flüchtig und mit einem übermäßigen Kraftgefühl.» Der Kranke selbst bezeichnet diesen Traum als einen Sterbetraum. Dieses Schweben ohne Form, diese völlige Auflösung der eigenen Leibgestalt ist diagnostisch nicht günstig. Auch der Gegensatz zwischen dem ungeheuren Kraftgefühl und der Formlosigkeit der eigenen Person weist auf eine momentane tiefere Störung in deren geistiger Struktur. Es gehört dann aber nicht mehr zum Traum, sondern zu der Psychose als solcher, wenn ihn der Kranke als einen Wendepunkt seines Lebens bezeichnet und seinen Stimmungsgehalt als so faszinierend empfindet, daß er ihn in Tag- oder Wachträumen immer wieder nacherlebt und dieses Gefühl jedem andern Lebensgehalt vorzieht, ja wiederholt versucht, wirklich aus dem Leben zu gehen. Was Jeremias Gotthelf einmal von seinem Traume sagte: «ich fühlte, daß heilend die Nacht über mir gewesen», und das andere: «sind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir sie nicht anzuwenden zu unserem geistigen Wachstum?», das läßt sich auf unseren Träumer nicht anwenden. Wie verschieden ist ein solcher Traum von Stil und Struktur des ebenfalls kosmischen Fliegetraumes Jean Pauls: «Wahrhaftig selig, leiblich und geistig gehoben, flog ich einige Male steilrecht in den tiefblauen Sternhimmel empor und sang das Weltgebäude unter dem Steigen an.» Wie verschieden auch ist ein solcher Traum von den wundervollen, wenn auch wohl etwas stilisierten Heimatträumen Gottfried Kellers im vierten Band des *Grünen Heinrich!* Hier ein Überquellen von Naturgestalten und Naturwundern, ein überaus reicher Waldzauber, über welchem der Träumer ebenfalls hoch oben zu schweben scheint, so daß unten alles wie ein unterirdischer Sternenhimmel erscheint, «nur daß er grün war und die Sterne in allen Farben erstrahlten». Dort aber, bei unserem Kranken, welche abstrakte Weltenphantasie, in der uns fröstelt und schaudert! Und während Keller in seinen Träumen zwar angstvoll die Vorboten einer schweren Krankheit sah, aber doch auf jede Weise versuchte, wieder aus ihrem Banne herauszukommen, so läßt unser Kranker sich immer mehr von dem

rein subjektiven ästhetischen Reiz seines Traumes bestricken. In der Auflösung in das Subjektivste des Subjektiven, in den reinen Stimmungsgehalt, ist unserem Kranken der Sinn des Lebens abhanden gekommen, wie er selber zugibt: « Man ist auf der Welt, um den Sinn des Lebens zu finden; das Leben ist aber sinnlos, deswegen will ich mich befreien vom Leben, um zu der Urkraft zurückzukehren. Ich glaube zwar nicht an ein persönliches Leben nach dem Tode, sondern an eine Auflösung in die Urkraft. » Ein völliges Verzweifeln am Sinn des Lebens wäre nun gleichbedeutend mit der Auflösung des Menschen in die reine Subjektivität, ja das eine wäre nur die Kehrseite des andern; denn der Sinn des Lebens ist immer etwas Übersubjektives, etwas Allgemeines, « Objektives » und Unpersönliches. Wir müssen aber konstatieren, daß es eine Auflösung in die reine Subjektivität streng genommen gar nicht gibt, solange der Mensch Mensch ist. Auch bei unserm Kranken zeigt die Sehnsucht nach der Rückkehr in die Urkraft noch das Streben nach einem objektiven Grund und Halt; jedoch vollzieht sich dieses Streben, um mich der Unterscheidung Bertholets zu bedienen, hier anscheinend rein dynamistisch und zwar kosmisch-dynamistisch, nicht etwa theistisch-personalistisch. Geht man aber der äußeren und inneren Lebensgeschichte unseres Kranken auf den Grund, so gewahrt man immerhin, daß dieser Rückkehr in die kosmische Urkraft eine stark erotisch gefärbte Muttersehnsucht entspricht, nämlich das von dem jugendlichen Kranken deutlich zur Schau getragene und realiter betätigte Anlehnungsbedürfnis an eine mütterliche Geliebte. So kommt hier hinter dem anscheinend rein objektiven Dynamismus ein stark subjektiver Personalismus zum Vorschein, der den Halt am Objektiven und Unpersönlichen immer wieder in Frage stellt.

(Schluß folgt.)